

Der Passagier aus Chicago

LESEPROBE

NILS ERIKSEN

EDITION SVANEN

Der Passagier aus Chicago / Leseprobe

Das Buch ist erhältlich als:

Buchhandelsausgabe ISBN 978-3982513843

Taschenbuch ISBN 978-3982513836

E-Book ISBN 978-9403704456

...und als Audiobook im Google Play Store.

Alle Rechte vorbehalten. Copyright © 2023 by Nils Eriksen, info@nils-eriksen.de

Inhaltsverzeichnis der Leseprobe

1. AUFTAKT	5
2. DER »CALIFORNIA ZEPHYR«	11
Auf Schienen nach Westen	16
Stopover in Denver	24
<i>Über den Autor</i>	35

KAPITEL 1

Auftakt

Edmonton, dieses Jahr, 28. Dezember

Meine Schwester Amelia führte ein recht einsames Leben. Sie schien es nicht einmal zu merken, so sehr war sie in ihre Arbeit als Biologin vertieft. Ich denke, das Ausmaß war ihr gar nicht bewusst. So ist es ja manchmal, wenn man aus der inneren Perspektive die Lage anders wahrnimmt als von außen. Amelias Einsamkeit hatte ihre Gründe. Die lagen in einer Verlobung, die unglücklich scheiterte. Von da an war sie vorsichtig mit neuen Bekanntschaften geworden. Aber nicht nur sie, auch Erik führte ein einsames Leben. Auch er war ganz in seine Arbeit vertieft, kämpfte als Journalist darum, ein strauchelndes Magazin am Leben zu halten. Und auch das hatte seine Gründe.

Eriks und Amelias Situation sind also so unterschiedlich nicht, auch wenn sie beide an zwei weit entfernten Punkten des Erdballs leben. Dabei kommen sie aus so unterschiedlichen Verhältnissen: Amelia wuchs wohl behütet in einer Siedlung im Westen unserer kanadischen Stadt auf. Erik dagegen hat keine leichte Jugend

gehabt in Deutschland und auch das hat seine Gründe. Aber lassen wir ihn das lieber selbst in dieser Geschichte erzählen.

Der Kern der Beziehung zwischen den beiden ist, wie gut sie zueinanderpassen. Das spürt man sofort, wenn man sie zusammen erlebt. Sie sprechen sogar so miteinander, als ob sie schon ewig zusammengehören würden. Manchmal muss ich den Kopf schütteln, wenn ich sie so erlebe. Was mich fasziniert, ist, dass ein halber Erdball die beiden nicht voneinander zu trennen vermochte, und sie zusammengefunden haben. Amelia hat eindeutig mehr durchgemacht als ich. Für mich fiel das Leben vermutlich wesentlich leichter aus. Aber davon wird noch die Rede sein.

Amelia wohnt in Edmonton, in Kanada. Diese Stadt, die auch meine Heimatstadt ist, liegt am North Saskatchewan River. Der fließt in die Hudson Bay im Norden Kanadas, die über die Labradorsee mit dem Nordatlantik verbunden ist. Man könnte also sagen, dass eine Flaschenpost, die man in den kanadischen Rocky Mountains in den Fluss setzt, Edmonton passiert und schließlich im Atlantik landet. Erik lebt in Hamburg an der Elbe. Die Elbe fließt in die Nordsee, die ja auch mit dem Nordatlantik verbunden ist. Auch hier könnte man eine Flaschenpost in den Fluss setzen. Im Atlantik könnte sie auf die Flaschenpost aus Kanada treffen. Aber wie groß wären die Chancen, dass das passiert? Und wie groß sind die Chancen, dass sich meine Schwester in einen Mann aus Hamburg in Kanada verliebt?



Ich treffe Erik in Edmonton wieder. Er geht den schneebedeckten Bürgersteig im Viertel »Strathcona« entlang. Die Luft ist eisig, mein Atem scheint zu gefrieren. Aus den Rocky Mountains ist Schnee herangezogen. Die Kälte scheint die Stadt in ihrem Würgegriff zu halten. Wenn Menschen hier unterwegs sind, dann gehen

sie schnell, von ihrem Wagen oder dem Bus in ein Geschäft, ein Café, ein Restaurant oder gleich in ihre warme Wohnung. In Kanada sind die Winter kalt, und im Bundesstaat Alberta erst recht.

Erik hat mir erzählt, dass er das Gefühl hatte, in einer anderen Welt zu sein, als er das erste Mal hier gewesen ist. Strathcona wirkte auf ihn als lockeres, lustiges Viertel, dicht bei der Universität von Alberta in Edmonton. Überall herrschte Leben auf den Straßen, und auch seine Stimmung war ungetrübt. Er zog von einer Kneipe mit Live-Musik in die nächste, unterhielt sich mit freundlichen Kanadiern, nahm Drinks zu sich. Eine halbe Welt weit weg erscheint ihm das Heute.

Eben hat ihn Frank, ein Freund aus Deutschland, angerufen. Ob er die Reise noch einmal antreten würde, wenn er wüsste, wie sie ausgeht, hat er gefragt. Ich hatte Erik diese Frage auch schon gestellt.

»Die Frage aller Fragen«, antwortet Erik und hält sein Handy auf der eisigen Straße etwas fester in der Hand. »Wie kannst Du mir jetzt die Frage aller Fragen stellen?«

»Weil ich mir Sorgen mache.«

»Aber es kann nur eine Antwort geben: Natürlich würde ich das tun.«

»Du hast so viel gesehen und erlebt. Aber dann hast Du so viel verloren, vor allem hast Du keinen Job mehr in Deutschland.«

»Das ist nicht die Frage, die für mich zählt. Der Job ist nichts im Vergleich zu dem hier. Ich sehe, was ich gewonnen habe. Ich habe zwei Menschen kennengelernt, die mir wirklich etwas bedeuten. So weit weg von zu Hause. Einer der Menschen ist die Liebe meines Lebens.«

Erik muss nun tatsächlich stehen bleiben und tief Luft holen. Er spürt, wie seine Kehle sich zuschnürt. Ein solches Gespräch zu führen, dazu noch an einer tief verschneiten Stra-

ßenecke in Edmonton, darauf ist er nicht vorbereitet. Aber das ist auch egal.

»Ich kann keine Bilanz der Reise ziehen. Es ist so gekommen, wie es kommen musste. Was steht es mir zu, etwas von dem, was passiert ist, nun gut oder schlecht zu finden. Eines weiß ich genau: Es hätte überhaupt keine andere Möglichkeit gegeben.«

»Dann ist wohl alles, was passiert ist, so passiert, weil es so sein sollte.«

»Vielleicht ist das so. Ich bin aber gleich da. Du, ich rufe Dich wieder an.«

Dann legt Erik das Telefon auf. Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, weiter über die vergangenen Monate zu rätseln, sagt er. Er müsse sich zusammenreißen. Zumindest müsse er doch Stärke zeigen. Wenn nicht er, wer soll es dann tun? »Wir alle versuchen das, das liegt nicht nur auf Deinen Schultern«, sage ich zu ihm. »Wir alle wollen meiner Schwester helfen.«

Erik steckt seine kalten Hände in die Taschen der dicken Jacke. Ich gehe mit ihm ein Stück die 82. Avenue hinunter. An der Ecke zur 112. Straße verabschieden wir uns mit einem kräftigen Händedruck. »Alles Gute«, wünsche ich ihm. »Und grüße mir Amelia. Ich möchte heute Abend bei ihr vorbeisehen. Vielleicht treffen wir uns dann noch.«

»Ich wünsche Dir auch alles Gute. Vielleicht bis nachher«, sagt Erik und biegt in die Straße ein. Ein Coffee-Shop, ein »Starbucks«, säumt den Weg. Früher hätte er gern angehalten, und sich einen »Americano« bestellt. Ach, was soll es, sagt sich Erik und geht hinein. Der Laden riecht angenehm nach Kaffee und Gewürzen. Das hat etwas Tröstliches an sich. Genau wie die Weihnachtsdekoration, die hier überall noch hängt. Er stellt sich am Bartresen an. Dort bestellt er einen »Americano« und einen Milchkaffee mit Zimt auf dem Milchschaum.

»Wollen Sie den mitnehmen?«, fragt ihn die Bedienung.

»Ja, ich nehme die beiden mit.«

»Soll ich die beiden Kaffee in dickere Becher füllen? Dann bleiben sie da draußen etwas länger warm.«

»Das wäre wirklich nett.« Er bezahlt und nimmt die beiden Becher vom Tresen.

Hoffentlich bleiben die wirklich eine Weile warm, denkt er. Dann setzt er seinen Fußmarsch fort. Er geht die 112. Straße hinauf und biegt links ab. Vor ihm liegen die Bauten des Krankenhauses der Universität von Alberta. Es ist eines der größten Hospitäler im Westen Kanadas, was auch etwas Tröstliches hat. Hierher ist Erik seit zwei Wochen jeden Tag unterwegs. Hierher bringt er den Milchkaffee in dem Pappbecher mit dem Zimt auf dem Milchschaum.

Inzwischen findet er hinter dem Eingang den Weg ganz automatisch. Es ist erstaunlich, wie man sich daran gewöhnen kann, an die Routine, hier jeden Tag durchzugehen, denkt er. Jeden Tag und auch in der Nacht, denn manchmal ist er hier spätabends unterwegs. Er hat keine Wahl. Es ist leider so: Nicht in einem der hübschen Häuser in Strathcona mit ihren Backsteinfassaden, nicht in einem der schönen Einfamilienhäuser in den Vororten der Stadt, auch nicht in den nahen Rocky Mountains oder dahinter am Pazifik, in einem der schönen Orte an der Westküste, verbringt er Weihnachten mit der Liebe seines Lebens. So hatte er es sich vielleicht ausgemalt, während der langen Reisen durch Nordamerika, die er allein unternommen hatte. Doch die Wirklichkeit ist eben anders. Erik besucht sie hier, im »University of Alberta Hospital«, kurz nach Weihnachten.



Der »California Zephyr«

Chicago, im August, ein Jahr zuvor

Wir beginnen unsere Geschichte im Sommer, vor eineinhalb Jahren. Ich will sie so erzählen, wie Erik sie mir berichtet hatte, als wir beide zusammensaßen - also in der Gegenwart. Im August letzten Jahres war Erik mit seinem Freund Frank nach Chicago gekommen. Dort ist seine erste Begegnung mit den Zügen in den USA eher unfreiwillig: »Wir kommen hier nicht weg«, sagt er in einem kleinen, engen Hotelzimmer. Die altersschwache Klimaanlage rattert laut, vor ihnen liegen Notizblöcke auf dem Bett. Erik und Frank schreiben die Preise der Verbindungen heraus, säuberlich untereinander. Denn sie planen, weiterzureisen.

Der Besuch der »Windy City« stand auf ihren Reiseplänen oben an und Chicago hat die beiden beeindruckt. Die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten faszinierte ihn fast so wie New York, das er und Frank schon kannten. Von der »Michigan Avenue« über

den »Millenium Park« am Ufer des Sees und dem »Cloud Gate« sind Erik und Frank zu Fuß und mit der U-Bahn, der Loop, durch die Stadt gefahren. Die Reise war von Spontanität gezeichnet.

»Eigentlich hatten wir gar keine richtige Planung, und wir hatten auch keinen Plan«, gibt Erik zu. Ein auf Flüge spezialisiertes Reisebüro in Hamburg hatte ihnen den Gabelflug nach Nordamerika besorgt, den Hinweg nach Chicago, den Rückweg von San Francisco.

Zunächst ging der Plan auf. Reisen in den Vereinigten Staaten, das hat Erik schon herausgefunden, sind komfortabel und einfach durchzuführen, besonders, wenn man mit dem Auto unterwegs ist, von Motel zu Motel. Erik wäre nie auf die Idee gekommen, in einen Greyhound-Bus zu steigen. Von Eisenbahnen im »Land der unbegrenzten Möglichkeiten« wusste er nur, dass es sie noch gab – aber er hatte keine Ahnung, wo und wie sie fuhren.

Natürlich könnten beide kurzfristig reisen. Doch dafür müssten sie einen saftigen Preis zahlen. Als sie in ihrem Zimmer mit den Notizblöcken und dem iPad nicht mehr weiterkommen, gehen sie die Treppe in die Lobby des einfachen Hotels hinunter.

»Was kann ich für Euch tun?«, fragt die Rezeptionistin, eine resolute Dame.

»Wir wollen von Chicago an die Westküste. Aber wir schaffen es nicht. Denn wir bekommen das nicht gebucht«, sagt Frank.

»Was ist so schwer daran, einen Flug zu buchen?«, fragt sie lachend. »Das sollten zwei Jungs aus Europa doch hinbekommen.«

»Das Problem ist der Preis. Wir finden nichts unter 1000 Dollar pro Person, egal, wo wir es versuchen.«

»Aha, hier hakt es also. Dann lasst es mich einmal auf die altmodische Art probieren«, sagt die Rezeptionistin. Nachdem sie die Reisedaten notiert hat, greift sie zum Telefonhörer und ruft

eine Freundin in einem Reisebüro an. Sie nickt am Hörer, lächelt Erik und Frank an, spricht rasch – und schüttelt dann den Kopf.

»Sorry, Jungs, aber ihr habt schon richtig geschaut. Wenn Ihr fliegen wollt, gibt es nichts unter 1000 Dollar, pro Person, von ORD nach SFO.« Gekonnt spricht sie die Flughafenkürzel aus, die von Chicago O'Hare und San Francisco.

Dass es so teuer werden würde, war Erik nicht bewusst. Die beiden probieren es als Nächstes mit einem kühnen Plan: Warum nicht ein Auto kaufen, um damit quer durchs Land zu starten, um es dann wieder zu verkaufen? Ein Fahrzeug zu mieten, kommt nicht infrage: Das wäre astronomisch teuer.

Leider ließ sich ein passendes Fahrzeug gar nicht finden. In der »South Side« von Chicago stehen Frank und Erik vor einem alten Honda, mit ausgebleichenem Lack, verschiedenfarbigen Kotflügeln und einem Motor, der nur mühselig anspringt. Während der junge Verkäufer seinen Wagen anpreist, unterhalten sich Frank und Erik leise. »Mit dem kommen wir ja nicht einmal in die Stadt zurück«, sagt Frank, der von Autos mehr versteht. Erik hätte das äußere Erscheinungsbild des Wagens schon abgeschreckt. Auch weitere Besichtigungen bringen nichts.

»Na Jungs, seid Ihr immer noch hier?«, fragt die Rezeptionistin am nächsten Tag.

»Wir haben keinen Wagen gefunden«, antwortet Frank.

»Ich kann Euch sagen, was Cindy sagt, was sie machen würde, wenn sie in Eurer Situation wäre.« Cindy ist die Besitzerin des Reisebüros. »Sie würde den Zug nehmen.«

»Wirklich? Und ist das teuer?«

»Nein, wenn ihr Coach fahrt, ist es gar nicht teuer. Es ist gar nicht so übel, sagt Cindy zumindest«, meint die Frau. Sie rät ihnen, zur »Union Station« zu gehen, und nachzufragen.

Frank und Erik machen sich auf den Weg. An einem »Amt-

rak«-Schalter finden sie eine Angestellte, die an ihre Rezeptionistin erinnert: Sie wirkt freundlich, aber resolut. Die »Amtrak«-Schalterbedienstete ist routiniert: Sie versteht den Plan und hackt eine Weile auf ihrer Tastatur herum. Dann hellt sich ihr Gesicht auf: Sie hat zwei Plätze in einem und dann in einem anderen Zug gefunden. »In den Rockies ist es immer voller als davor«, sagt sie seufzend. »Ihr müsst dort Pause machen.«

Erik schaut sie fragend an. Sie erklärt: »Der Zug fährt einmal am Tag nach Westen und ab Denver habe ich keine Sitzplätze frei. Ihr könnt natürlich auch einen Tag später fahren. Und, Moment, hinter Reno wird es auch eng. Aber da könntet ihr den Bus nehmen.«

»Nicht den Bus, alles, nur das nicht«, sagt Frank. »Du hast recht, nicht den Bus«, entgegnet Erik.

»Können wir noch einen längeren Stopover in Reno machen?«, erkundigt sich Erik. »Moment. Ja, Ihr könnt da zwei oder drei Tage bleiben.« Nun wird es Frank zu viel. »Was sollen wir drei Tage in Nevada? Ich will nach San Francisco, an die Küste, und Party machen.« Dieses »Party machen« war eines von Franks Lebensmottos. Am Anfang der Reise fand Erik das noch lustig. Aber mit der Zeit stellte er fest, dass ein großer Teil seiner Unternehmungen nur aus »Party machen«, aus Alkohol und Frauen kennenlernen bestehen sollten.

Aber hier und jetzt münzt er das in eine Idee um: »Ich sage Dir etwas: In Reno kann man fantastisch Party machen. Von dort ist es nicht weit zum Lake Tahoe. Da soll man die tollsten Frauen kennenlernen können.«

»Seid ihr schon weitergekommen?«, möchte die Schalterbedienstete wissen. Erik zwinkert ihr zu, und es klappt tatsächlich: »In Reno kann man doch ganz fantastisch Party machen, nicht wahr?«

»Oh ja«, antwortet sie, »da fahren alle Leute hin, die Party machen wollen, die Züge sind voll mit fröhlichen Menschen, die feiern wollen.« Sie hat eine gewisse Ironie in der Stimme, die Frank aber entgeht – glücklicherweise, sonst würden sie doch im Überlandbus sitzen.

Für die beiden soll es also der »California Zephyr« werden. Der Preis ist gut, denkt Erik, jedenfalls im Vergleich zum Flugzeug.

Komplett mit Gepäck und Tickets finden sich Frank und Erik am nächsten Vormittag in der »Union Station« ein. Von außen sieht man diesem Bahnhof gar nicht an, was in ihm steckt, findet Erik. Gleise sieht er nämlich nirgends. Die sind längst überbaut: Schon in den 1920er-Jahren hatten Immobilienspekulanten »die Luft über den Gleisen« erworben, wie es hieß, und dort Bürogebäude errichtet.

Das führt heute allerdings dazu, dass die Bahnsteige in einer dunklen Höhle liegen, stellt Erik fest, die zudem nicht gut beleuchtet ist. Deshalb macht die Union Station keinen sehr freundlichen Eindruck auf ihn, wenn man auf die Bahnsteige hinaustritt. Doch durch die unübersichtlichen Gänge finden sie schließlich den Zug.

Hier wartet eine Überraschung: Vor dem Eingang steht ein Schaffner, herrscht im Kommandoton die Reisenden an und bugsiert sie hinein. Frank ist an der Reihe und der »Conductor« raunzt ihn an: »Ab nach oben.« Alles an diesem Schaffner strahlt Autorität aus. Als Erik zögert, faucht er: »Beeilung, los, los.« Sein Ton duldet keinen Widerspruch. Der Mann scheint eine Autoritätsperson durch und durch zu sein, der keine Spielchen duldet.

Als sich Erik über die rüde »Begrüßung« sorgt und im Oberdeck des Wagens nach dem Platz sucht, erlebt er glücklicherweise das Gegenteil vom Schaffner unten: Ein weiterer »Conductor« stellt sich mit dem Namen »Henry« vor und heißt die beiden will-

kommen. Erik verwirrt das. Henry scheint das Ziel zu haben, dass man sich wohlfühlt an Bord. Sein Kompagnon vor dem Zug scheint es darauf anzukommen, die Reisenden zu bändigen.

Die Sitze dagegen gefallen ihnen, so bequem haben sie in Europa noch in keinem Zug gesessen. Um 14 Uhr, also »2 pm«, schallt es »All Aboard« auf dem Bahnsteig. Dann werden die Türen geschlossen und der Zug fährt pünktlich los.

AUF SCHIENEN NACH WESTEN

Erik stellt die Lehne zurück, streckt die Beine auf den Fußstützen aus und sieht, wie der »Superliner« genannte Wagen aus dem Bahnhof rumpelt. Westlich von Chicago sind diese doppelstöckigen Wagen in fast allen Fernzügen anzutreffen. Nach einigen Minuten beschwert sich Frank über das Bummeltempo. »Geht wohl nicht besser, bei den Gleisen«, meint Erik. »Aber er hat ja einen Fahrplan, und so muss er ja zu der Zeit, die er soll, in Denver ankommen.«

»Ihr seid ja optimistisch«, sagt ein jüngerer Mitreisender, der sich aus dem gegenüberliegenden Sitz über den Gang herüber lehnt. Er spricht Deutsch, wenn auch mit Akzent.

Frank freut sich, dass der Mann ihn auf Deutsch anspricht. »Sind wir optimistisch? Wieso?«

»Eigentlich sind die Züge nie pünktlich. Gerade, wenn man eine so weite Entfernung fährt. Wohin seid Ihr unterwegs? Nach Denver? Da habt ihr aber Glück, wenn wir mit einigen Stunden Verspätung davonkommen.«

Einige Stunden Verspätung erscheinen Erik viel, aber er findet das nicht übermäßig beunruhigend. Wie auf Kommando beschleunigt der Zug dann. Die Häuser hinter der Scheibe ziehen schneller vorüber. Es ist viel grün zu sehen und Straßen wechseln sich mit Gärten und Bahnübergängen ab.

In Naperville, Illinois hält der »California Zephyr« nach einer guten halben Stunde schon wieder an, dann eine Stunde später in Princeton. Nachdem die Fabrikanlagen und Industriegebiete von Chicago vorbeigezogen sind und auch die Vororte dünner besiedelt zu sein scheinen, hat der Zug das flache Land von Illinois erreicht. Draußen vor dem Fenster wechseln Felder mit Wiesen und kleinen Baumgruppen ab. Der wolkige Himmel, der schnurgerade Horizont, davor, wie auf einer Kulisse, liegen die Felder. Doch die Szenerie wiederholt sich mit den Stunden. Wieder eine Farm, ein Dorf, ein Bahnübergang – der »California Zephyr« lässt alles »links« liegen, was an seiner Seite vorbeizieht. Spannender wird es, wenn der Zug abbremst, um ein Städtchen zu passieren. Dann sieht Erik wieder Häuser, Supermärkte, Restaurants mit großen Werbetafeln, Autos vor Ampeln – das kleinstädtische Leben in Illinois eben.

Der Zug kommt ihm nun vor wie eine Kapsel, die durch den Raum geschossen wird. Es fühlt sich anders an als in einem Flugzeug, denn dort ist man nun wirklich von »allem Irdischen« entrückt, den Erdboden viele Tausend Meter unter sich sieht, oder nur in ein Wolkenmeer schaut. Nein, in diesem Zug bekommt man wenigstens noch ein Gefühl für die Landschaften und Orte, an denen man vorbeifährt, denkt Erik.

Als wolle er beweisen, dass es da draußen eine Wirklichkeit gibt, wird der »Zephyr« um kurz nach 17 Uhr langsamer. Einige Reisende stehen auf, wohl, weil sie wissen, was kommt: die lange Brücke über den Mississippi – ein Höhepunkt. Tatsächlich, merkt Erik, der Klang der Räder verändert sich, man spürt den Stahl, auf dem er fährt. Da ist er auch schon, in voller Breite: Der »Old Man River«, der Mississippi, der die Vereinigten Staaten in zwei Hälften teilt: das etwas ältere, entwickeltere Amerika im Osten und das »Pioneer Land«, das westliche Amerika.

Der Zug passiert die Brücke, die über 650 Meter lang ist. Die

Stahlstreben fliegen hinter dem Fenster vorbei, das Wasser ist braun-blau – wenn es einen solchen Farbton überhaupt gibt, denkt Erik. Doch, es ist blau wie ein Fluss, mit einem Schuss Braun, wie es der Mississippi hinzufügt. Hinter der Brücke wird der »Zephyr« langsamer und rollt in einer großen Kurve in den Bahnhof von Burlington ein. Das Gebäude aus hellem Sandstein mit einem runden Warteraum hinter der Glasfassade findet Erik attraktiv. Wieder eine solche Kleinstadt, knapp 24.000 Einwohner soll sie haben, die aus dem Zugfenster spannend aussieht. Es scheint auch ein ansehnliches kleines »Downtown« hinter dem Bahnhof zu geben. »Ich bin kurz davor, auszusteigen«, sagt er, doch Frank kann ihn abhalten: »Wir haben doch noch die Nacht im Zug und morgen den Tag in Denver. Wir wissen doch gar nicht, ob in dem Zug morgen überhaupt Plätze frei sind.« Das stimmt, denkt Erik und seufzt: »Wer mit dem Zug reist, sollte möglichst nicht spontan sein.«



Nach Burlington dreht der »California Zephyr« wieder auf, wie Frank und Erik merken. Die nächsten 480 Kilometer absolviert er in gut fünf Stunden und durchquert dabei einen ganzen Bundesstaat, nämlich Iowa. Um kurz vor 23 Uhr kommt der »Zephyr« in seiner ersten großen Stadt nach Chicago an, in Omaha, Nebraska. Beide wissen nichts über diese Stadt, die eine halbe Million Einwohner hat.

Immerhin wird der Zug hier eine Pause machen, sodass die beiden einen Spaziergang über den Bahnsteig unternehmen können. Es tut gut, sich die Beine zu vertreten, spürt Erik. Omaha hat einen merkwürdigen Bahnhof, der schon darauf hindeuten könnte, denkt er, dass etwas »nicht stimmt«. Da gibt es gleich drei Gebäude: Das erste ist ein monumentales Bauwerk aus den

1930er-Jahren, das aber auf der anderen Seite der Schienenstränge liegt, abgeschnitten von den Gleisen. Die Bahnsteige sehen heruntergekommen aus, es scheint nicht mehr in Betrieb zu sein. Heute befindet sich in dem Art-Deco-Gebäude ein Kunstmuseum, denn ein spendables Ehepaar schaffte es, den Bau damit vor dem Abriss zu retten. Der zweite Bahnhof scheint nicht ganz so monumental zu sein. Frank und Erik stehen direkt davor: Ein Zaun trennt das Gebäude vom Bahnsteig, der taghell erleuchtet ist. Auch dieses Gebäude ist nicht in Betrieb. Nach vielen Jahren Leerstand ist es zum Hauptsitz einer Fernsehstation geworden.

Das eigentliche Bahnhofsgebäude ist ein Betonquader aus den 1980er-Jahren, das direkt vor dem Zug steht. Es ist einstöckig und von einer beeindruckenden Hässlichkeit, wie Erik findet: Die Betonwände werden von einem dunkelbraunen Flachdach umschlossen. Erik fragt den Schaffner. »Das ist ein »Standard-Amtrak«-Bahnhof«, erklärt er, der habe die beiden anderen Bahnhöfe ersetzt, die schon Anfang der 1970er-Jahre geschlossen wurden. Immerhin fahre der Zug nach »Downtown« Omaha, sagt er, in vielen Orten komme die Eisenbahn gar nicht mehr ins Zentrum. Mit solchen Betonquadern wollte Amtrak in den 1970er und 1980er-Jahren die Bahnhöfe neu gestalten.

Frank und Erik sind nicht unglücklich, als der Ruf »All Aboard« ertönt, und sie steigen eilig ein. »Man ist in diesen Zügen zwar abgekapselt von der Wirklichkeit«, stellt Erik fest, »aber das kann auch ganz positiv sein. Schau Dir die dunklen Bürogebäude der Innenstadt von Omaha an, und die Industriegebiete. Da können wir froh sein, hier in unserem gemütlichen »Coach«-Wagen zu sitzen.«

Frank und Erik kennen sich schon seit Ewigkeiten, seit dem Studium, um genau zu sein. Beide haben Ökonomie studiert. Frank ging nach seinem Examen in ein Luftfahrtunternehmen, wo er im Vertrieb arbeitete – er hatte einen Marketing-Schwerpunkt.

Der Umgang mit Kunden gehört für ihn zum Alltag, mit speziellen Großkunden, wie sie in der Luftfahrtbranche zu finden sind. Erik ist Journalist geworden, bei einem renommierten Magazin am Hamburger Hafensrand. Es handelt sich um eine Reisezeitschrift, die nicht nur durch ihre aufwendigen Reportagen glänzt, sondern auch durch die Bebilderung. Obwohl man eher »glänzte« sagen müsste, denn die großen Zeiten waren vorbei.

Erik nutzte die Chance, die sich nach seinem Studium und der Arbeit bei einer Tageszeitung auftat: Er konnte bei einem Magazin anfangen. Das hat ihm sehr viel Spaß gemacht. Statt des trockenen Studiums hatte er mit Menschen und Geschichten zu tun. Die waren nicht so oberflächlich wie im Tageszeitungsgeschäft, sondern tiefergehend, vielschichtig und auch kritisch. Am liebsten hat er selbst Reportagen geschrieben. Erik liebte es, Themen zu überlegen, zu recherchieren und zu schreiben. Er komponierte seine Texte regelrecht. Dazu feilte und polierte er an ihnen herum, bis sie wirklich gut waren. Zumindest sagten ihm das seine Freunde wie auch seine Kollegen. Aber Eriks Arbeit sollte nicht nur textlich stimmen, sondern auch inhaltlich. Deshalb widmete er sich am liebsten kritischen Themen. Die reichten vom Arbeitsleben asiatischer Seeleute auf den Fährschiffen in der Ostsee bis zu der Entwicklung des Tourismus auf Grönland und den Folgen für die Inuit. Immer wenn es Reisetemen mit kritischen Ansätzen zu untermauern gab, hob Erik die Hand auf den Redaktionskonferenzen des Magazins. Die ersten Jahre waren eine glückliche Zeit: Er konnte »seine Brötchen« bezahlen und auch etwas beiseitelegen und in einer Altbauwohnung leben, ebenfalls am Hafensrand, im Hamburger Portugiesenviertel.

Leider hatte Erik in Beziehungsangelegenheiten nicht so viel Glück: Nach einigen Jahren hatte er sich mit einer Kollegin angefreundet. Andrea und Erik verstanden sich gut und hatten einen ähnlichen Geschmack, was die Themenauswahl und die Schreibe

anging. Sie waren zusammen auf eine Reportage nach Budapest gefahren und da hatte es zwischen ihnen gefunkt. Sie verbrachten »rauschende« Nächte in ihren Hotelzimmern an der Donau. Später, als sie wieder in Hamburg waren, wurden sie ein Paar. Doch die enge Zusammenarbeit in der gleichen Redaktion und der enorme Druck, unter dem sie oft standen, machten ihnen persönlich zu schaffen. Obwohl sie sich gut verstanden, weigerte sich Andrea, mit Erik zusammenzuziehen. Er hatte sie häufiger dazu eingeladen, denn seine Wohnung war nicht weit von ihrem Arbeitsplatz entfernt. Doch es war ihr einfach zu eng. Nach eineinhalb Jahren Beziehung beendete sie die Beziehung abrupt und emotionslos und ließ Erik am Boden zerstört zurück. Wenn es um Liebe und Beziehungen ging, nahm er alles sehr ernst: Es ging ihm nie um Affären, wie sie in der Redaktion vorkamen, sondern nur um wahre Liebe. Andrea war dagegen ganz praktisch veranlagt. Sie hatte kein Problem damit, Erik als eine Affäre ihrer Vergangenheit abzutun. Sie schien kein Problem damit zu haben, ihn einfach als ein weiteres Kapitel ihrer Vergangenheit abzutun, aber Erik fiel es schwer, loszulassen. Keiner von ihnen wollte bei der Arbeit mehr in der Nähe des anderen sein.

»Sag mal, wie geht es denn jetzt Deinem Magazin?«, fragt Frank ihn, als sie sich in dem Zug in ihren Sitzen zurücklehnen.

»Du weißt ja, die Zeiten in der Branche sind rau. Die Auflagen sinken rapide. Ich weiß einfach nicht warum, die Menschen wollen keine gedruckten Reisezeitschriften mehr kaufen. Natürlich, unsere Qualität war vor einigen Jahren noch höher – da hatten wir aber auch einen größeren Etat.«

»Und Ihr könnt online nicht dagegen halten?«

»Schon, die Online-Angebote unseres Verlages legen zu. Da wird eine Menge Geld hineingesteckt, auch in die Foren, in denen die Nutzer über Gott und die Welt diskutieren können. Aber auch wenn die Artikel mittlerweile nicht mehr umsonst sind, reicht es

nicht aus. Mit dem wenigen Geld, das diese Online-Abos bringen, kann das Magazin kaum finanziert werden.« Obwohl in dem Verlag langsam der Personalabbau begann, stieg Erik auf der Karriereleiter noch nach oben, angetrieben von dem Ehrgeiz, es zu schaffen.

Was Erik damals nicht wusste, war, wie sehr es Andrea ärgerte, dass er in eine leitende Position aufgestiegen war. Er entfernte sich aber damit auch weiter von seinem Job als Reporter, den er ursprünglich begonnen hatte. Es dauerte nicht lange, bis er nicht mehr recherchierte oder selber Artikel verfasste, sondern die Texte anderer Autoren bearbeitete – meistens von freien Mitarbeitern. Dafür gab es kaum noch Außentermine und er blieb vorwiegend in dem modernen Bürogebäude der Redaktion. Obwohl ihm der Job keinen Spaß machte, bemerkte er es kaum. Gleichzeitig »verdichtete« sich die Arbeit zunehmend. Das alles konnte ihm noch wenig anhaben, dachte er. So einfach war es für ihn noch nicht aufzugeben.

»Aber Ihr habt doch einen neuen Verlagsleiter. Der wird das doch richten, oder?«

»Dem traue ich überhaupt nichts zu. Er hat eine große Klappe, und dahintersteckt eine erstaunliche Leere. Der könnte vielleicht ein kleines Stadtmagazin managen.«

Was Erik nicht sagte: So wie sich die Auflage entwickelte, waren sie mit ihrer Zeitschrift gar nicht so weit von einem Stadtmagazin entfernt. Die Gesellschafter hatten den Verlagsleiter mit dem Auftrag ausgestattet, auch die Redaktion profitabler zu machen. Es war sehr ungemütlich geworden. Der Chefredakteur, ein Journalist mit Leib und Seele, konnte ihm nicht viel entgegenzusetzen. Mit »normalem Einsatz« und »normalen Arbeitszeiten« sei hier für die Mitarbeiter nicht mehr viel zu holen, hatte der Verlagsleiter allen klargemacht. Wer auf Dauer seinen Job behalten wollte, der musste härter arbeiten und länger bleiben.

»Ich merke aber auch, wie sehr diese Arbeit mich von dem Job weggebracht hat, den ich einst geliebt habe«, sagt Erik.

»Wie nennt ihr diesen Verlagsdingsda doch gleich?«

»Er ist einfach das ›Krümelmonster‹«

»Wieso das?«

»Er gibt sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Er beseitigt alles, was sich ihm in den Weg stellt, und wendet eine erhebliche Energie dafür auf. Die Mitarbeiter, die es versuchen, frisst er wie Kekse auf. Er würde alles tun, um noch an weitere Kekse zu kommen.« Schnell waren die Arbeitstage auf zehn bis elf Stunden täglich angewachsen. Erik ging morgens zu dem Magazin und kam abends erschöpft wieder heraus. »Du glaubst gar nicht, wie sehr ich diesen Urlaub nötig habe«, sagt er. »Und weißt Du was? Ich denke, Du hast mehr Spaß an Deinem Vertriebsjob.«

»Nein, das kann nicht sein. Mein Job ist Murks.«

»Aber Du kommst wenigstens unter Leute. Ich sitze den ganzen Tag in einem neonbeleuchteten Büro und kann lange Artikel redigieren und Nachrichten sortieren. Das ist nicht toll.«

»Da könnte etwas dran sein, wenn ich Dich so höre. Vor zehn Jahren warst Du ein kreativer Mensch und heute bist Du ein Verwalter, der einen großen Computerbildschirm hat, auf den er den ganzen Tag schaut. Vielleicht solltest Du mal dringend den Job wechseln.«

»Die Branche wechsele ich gleich mit. Das kann keine Zukunft haben, was ich da mache.«

»Vielleicht sollten wir beide den Job, die Branche und das Land wechseln«, meint Frank. »Am besten, wir wechseln gleich den Kontinent.« Wie sehr er damit recht behalten sollte, konnte Erik nicht ahnen.

Die anderen Passagiere schweigen, während sich die Dunkelheit über den Zug legt. Einige haben das Leselicht angeschaltet und ihr Gesicht in den Schatten verborgen. Eriks Blicke wandern

über die Sitzreihen – alle Menschen scheinen wie zu einem friedvollen Schlaf erstarrt, eingehüllt in warme Decken. Er kann nicht schlafen, doch etwas beruhigendes liegt in der Stille des Wagens. Nur noch das Rumpeln des Zugs und leises Zischen dringen an Eriks Ohren. Obwohl er nicht schlafen kann, zieht ein Gefühl der Müdigkeit über ihn hinweg und er driftet weg in einen Traum voll gedimmtem Licht und sanftem Zischen.

STOPOVER IN DENVER

Als Erik am nächsten Morgen aufwacht, bietet sich ihm ein anderer Blick aus dem Zugfenster. Die Rocky Mountains sind am Horizont aufgetaucht und gerade noch in der Ferne zu erkennen. Das Land ist flach und besteht aus einer Mischung aus grünen Feldern und brauner Erde, während der Zug auf dem geraden Gleis in Richtung der Bergkette rumpelte. Immer näher kommen die Gipfel in Sicht, die sich majestätisch aus der Ebene erheben.

»Was bin ich froh, dass wir bald aussteigen können!«, sagt Erik.

»Ich würde lieber gleich an die Westküste durchfahren«, findet Frank, der sich den Schlaf aus den Augen reibt.

»Nein, ich muss diese Blechbüchse auch einmal verlassen und etwas vom Land sehen. Wir sind doch keine Touristen, die ein so großes Land in wenigen Tagen durchqueren wollen.«

Die »Denver Union Station« ist das Gegenteil des tristen Betonquaders von Omaha: Hier wurde der große, alte Bahnhof komplett renoviert und ausgebaut, auch, um als Mittelpunkt eines neuen Schnellbahnsystems zu dienen. Sie erreichen Denver um 7.30 Uhr. Nach 1038 Meilen, also 1670 Kilometer, von Chicago Union Station ist hier Schluss, zumindest bis morgen.

Der Zug muss langsam in den Kopfbahnhof hinein manövriert werden. Draußen herrscht Trubel. Die beiden packen ihre

Sachen zusammen, verlassen den Zug und suchen sich ein Café, um zu frühstücken. In der Bahnhofshalle herrscht am Morgen Betrieb, da hasten Zugpassagiere durch, aber auch Pendler, die aus den Vorortzügen nach »Downtown« gekommen sind.

Frank und Erik setzen sich auf dem Vorplatz des Bahnhofs in ein Café. Die Gebäude in der Innenstadt sehen interessant für Erik aus: Die älteren Bauten sind aus Backsteinen errichtet und haben mit ihren vier oder fünf Stockwerken etwas »westernartiges« an sich. Der Platz ist belebt, das Café voll.

An den Tisch neben ihnen setzt sich ein Mann mit einer Zeitung und einem Kaffee. Erik schätzt ihn auf Mitte vierzig. Er trägt eher Freizeitkleidung mit seinem Poloheemd und einer blauen Hose. Trotzdem wirkt er wie ein Geschäftsmann. Er setzt die dunkle Sonnenbrille ab und beginnt in einer Zeitung zu blättern. Es ist die »New York Times«, wie Erik auffällt. Neugierig schaut er herüber und fragt, woher die beiden kommen. Sie erzählen ihm, dass sie aus Deutschland hierhergefliegen sind und auf dem Weg nach Kalifornien einen Zwischenstopp in Denver machen.

»Wenn Ihr beiden durch Amerika reist, was ist denn Eure nächste Station?«, fragt Paul sie. »Wir machen noch einen Zwischenstopp in Reno, bevor es nach San Francisco geht«, entgegnet Frank.

»In Reno? Das trifft sich ja hervorragend. Ich hätte da ein Päckchen, das müsste mit«, sagt der Mann. »Keine große Sache. Aber es ist für einen Geschäftsfreund von mir und ich mag das nicht mit der Post schicken. Es wäre viel besser, wenn Ihr es mitnehmen könntet.«

Erik ist skeptisch. »Wenn es wichtig ist, wäre es nicht besser einen Kurierdienst zu nehmen?«

»Ach, diese Kurierdienste brauchen ewig. Und sicher sind sie auch nicht. Nein, nein - wenn Ihr in den Zug steigt, dann könntet

Ihr es einfach mitnehmen und in Reno holt mein Freund es dann ab. Wann fahrt Ihr denn weiter?«

Erik hätte es ihm nicht unbedingt gesagt, aber Frank ist schneller. »Gleich morgen früh geht's weiter.«

»Wisst Ihr was, Jungs? Ihr könnt doch bestimmt ein paar Dollar für Eure Reisekasse gebrauchen. Wie wäre es, wenn Ihr, nun, sagen wir 500 Dollar bekommt, wenn Ihr das Päckchen mitnehmt?«

Erik hebt die Hände, aber Frank ist wieder schneller. »Das klingt nach einem guten Deal. Wenn es nichts Illegales ist.«

»Nein, niemals machen wir illegale Sachen. Das ist eine Statue, die ich meinem Freund geben will. Keine Angst. Passt mal auf, ich gebe Euch jetzt 200 Dollar, und den Rest bekommt Ihr, wenn Ihr das Paket abgeliefert. Das ist doch kein Risiko.«

Er zückt seine Geldbörse und hält vier 50-Dollar-Noten hoch. Die überreicht er dann Frank, der breit grinst. »Ich komme morgen früh zu Euch an den Bahnsteig und gebe Euch das Päckchen. Null Risiko ist dabei. Wenn Ihr kalte Füße bekommt, habt Ihr jetzt schon 200 Dollar. Aber warum solltet Ihr?«

Er faltet die Zeitung, setzt die Sonnenbrille auf und marschiert davon. Seinen Kaffee lässt er stehen. »Frank, ich habe kein gutes Gefühl«, sagt Erik.

»Es mag etwas komisch klingen. Aber denk doch mal: 500 Dollar für ein Gepäckstück, das wir von Denver nach Reno bringen. Warum nicht? Unsere Reisekasse kann das gut gebrauchen.«

»Das ist nicht das Einzige. Ich bin mir ziemlich sicher, den Mann vorhin auf dem Bahnsteig gesehen zu haben.«

»Na ja, er sagt doch, dass er gern mit dem Zug fährt.«

»Kann sein. Aber er hat mit einem Passagier aus unserem Zug geredet. Mit dem, der Dich auf Deutsch auf die Verspätung angesprochen hat, gleich hinter Chicago.«

Frank zuckt die Achseln. »Und wenn schon. Dann kennen

sich die beiden vielleicht? Ich bin trotzdem dafür, dass wir das Päckchen morgen mitnehmen.«

Obwohl Erik kein gutes Gefühl hat, lässt er sich breitschlagen. Denn das Geld könnten sie wirklich gebrauchen.



Im Zentrum von Denver ein Hotel für zwei Reisende aus Europa zu finden, die mit schmalen Budget unterwegs sind, stellt sich als nicht gerade trivial heraus. Niederlassungen der großen Hotelketten finden sich an jeder Straßenecke, aber in Downtown sind die Zimmer sehr teuer – damit hatten weder Frank noch Erik gerechnet. Schließlich finden sie südlich des Bahnhofs ein »Premium Hostel«, also eine Unterkunft, die ein Hostel ist, sich aber als etwas Besseres vermarktet.

Nach dem Einchecken beziehen sie ein sehr großes und sauberes Zimmer im dritten Stock, von dem man auf die Straße und über die Dächer vieler anderer Häuser blicken kann. Die Zimmer in dem Hostel sind individuell eingerichtet, denn sie haben alle ein Thema. Dieses soll wohl an »urbane Skifahrer« erinnern: An die Wand ist ein Snowboard montiert, das vor einem Bild mit Hochhäusern schwebt. »Das ist doch ganz originell«, sagt Frank. »Vielleicht ist es auch ein Skateboard ohne Räder, das der Hosteltreiber da angeschraubt hat. Aber witzig schaut es aus.«

Später erfahren Frank und Erik, dass die wirklich günstigen Hotels die Motels sind, die an den Zufahrtsrampen der Autobahn liegen. Für Zugreisende wären »Motel 6«, »Super 8« oder »Holiday Inn« keine Alternative. Denn dorthin noch mit einem Stadtbus zu fahren, darauf hatten sie keine Lust.

Das Hostel hat eine ganz modern eingerichtete Lobby, mit

Sitzbänken an den Backsteinwänden, die die Räume unterteilen. An der Bar gibt es »Beer on Tap«, also gezapftes Bier.



Erik fällt ein Paar auf, das in der nächsten Sitzecke Platz genommen hat: Sie hat blonde Haare, wird um die dreißig Jahre alt sein und sieht sehr attraktiv aus. Er ist ein geradezu uriger Typ, hat einen Bart und einen Wuschelkopf. Er mag um die 40 sein. Die beiden sind alternativ gekleidet, mit alten Jeans und bunt gemusterten Hemden, die gut aus einem Secondhandshop stammen könnten. Vor allem aber wirken sie beschwingt und haben solch eine freundliche Art miteinander zu reden. Alles an diesen beiden wirkt harmonisch, denkt Erik. Da streckt der Mann auch schon die Hand aus und stellt sich vor.

»Ich bin Drake und das ist Eline. Wir kommen aus Aspen. Und ihr?« Frank und Erik stellen sich ebenfalls vor. Sie berichten, dass sie Reisende aus Deutschland sind und mit dem Zug die USA durchqueren. »Oh, wow«, rutscht es Eline heraus. »that's impressive. Wartet. Wie geht es Euch denn auf Eurer großen Reise?« fragt sie auf Deutsch. »War das jetzt ein amerikanischer Akzent, den ich da gehört habe, oder ein holländischer?«, fragt Frank.

»Wohl ein wenig von beiden«, sagt Eline. »Ich komme aus den Niederlanden.« Sie fährt auf Englisch fort, da Drake sie fragend anschaut.

»Also sind Sie auch zu Besuch hier?«, fragt Erik.

»Ja, das kann man wohl sagen. Ein ziemlich langer Besuch ist das, denn eigentlich sind wir beide ausgewandert, Drake genauso wie ich.«

»Du kommst aber nicht aus Deutschland?«, so Erik zu Drake.

»Nein, ich komme aus New York City und Eline stammt aus einem Dorf im Norden der Niederlande, mit einer Windmühle«,

sagt er. »Mit nur einer Windmühle, so klein ist das Dorf«, ergänzt sie.

»Wir wohnen aber schon seit vielen Jahren in Aspen, mitten in den Rocky Mountains. Nun sind wir für ein paar Tage nach Denver gekommen, weil wir mal wieder etwas Großstadtluft schnuppern wollen. Ihr wisst schon: Ausgehen, Theater, Einkaufen, solche Sachen. Da passt uns das Hostel relativ gut. Auch wenn das Parken teuer ist, teurer als an einem der Motels an der Interstate.«

»Wir sind ja mit Amtrak unterwegs, da brauchen wir keinen Parkplatz«, sagt Erik. »Aber wie kommt Ihr beide denn nach Aspen?«

»Es war wie bei John Denver«, sagt Drake. »Wie bei Rocky Mountain High, das ist ja auch die offizielle Hymne dieses Bundesstaates.«

»Drake war ein überzeugter New Yorker«, erzählt Eline. »Vom Scheitel bis zur Sohle. Er hat bei einer Investmentbank gearbeitet.«

»Ja, und zwar von morgens früh bis abends spät. Ich habe ganz schön Geld gescheffelt, das kann ich ja zugeben. Aber sonst hatte ich nicht viel. Eine kleine Wohnung, keine Freundin, keine Familie. Ich habe nur für die Arbeit und gelegentliche Partynächte gelebt, auf denen ich das Geld ausgeben konnte.«

Erik berichtet, wie gut er das nachvollziehen kann. Zwar scheffele er mit seinem Job nicht so viel Geld wie ein Investmentbanker in New York, aber die Arbeitszeiten kenne er sehr gut. Und auch Frank weiß, wovon Drake spricht.

»Aber dann ist Eline in mein Leben gekommen«, sagt Drake und strahlt seine Frau glücklich an.

»Ich war in New York quasi gestrandet. Ich habe zuvor ein Studium in den Niederlanden absolviert und meinen Abschluss gemacht. Dann aber wusste ich nicht, was ich tun sollte. Also bin

ich zu meiner Schwester geflogen, die schon in Neu Amsterdam lebte«, sagte sie leicht ironisch. »Neu Amsterdam« ist die alte niederländische Bezeichnung für New York. »Dann ist mir Drake begegnet, und es war, als ob wir nur nacheinander gesucht hatten. Ich, die Absolventin aus den Niederlanden, die in der weiten Welt zu Gast ist und Du ...«

»... der schnöselige Investmentbanker, der nach einem Abenteuer mit einer Holländerin sucht.«

»Was hast Du gesucht?«

»Nein, Schatz, ich habe nicht nach Abenteuern gesucht.«

»Das weiß ich doch«, sagt sie und streicht ihm übers Gesicht.

»Wir haben uns Hals über Kopf ineinander verliebt. Es ging schnell und es war sehr stürmisch. Wir wollten gar nicht mehr auseinandergehen, nachdem wir uns einmal gefunden hatten. Uns wurde aber auch langsam klar, dass es nicht in New York weitergehen sollte«, erzählt Eline die Geschichte der beiden. »Manche sind ja ganz verrückt auf ein Leben in New York. Die bewundere ich. Mir als Mädchen vom Land war diese Stadt auf Dauer zu groß, zu hektisch und damit zu anstrengend. Das Leben in Neu Amsterdam ist auch ganz schön teuer. Natürlich, wenn man einen Investmentbanker zum Freund hat, dann geht es«, sagt sie lachend.

»Aber das hat mir auf Dauer nicht mehr viel gegeben«, fügt Drake hinzu. »Die Tage als Banker wurden ja nicht kürzer, nur weil ich eine tolle Holländerin kennengelernt hatte, in die ich völlig verliebt bin. Ich brauchte eine Weile, um festzustellen: Dieser Job war einfach nicht gemacht für mich. Wir müssen uns gemeinsam etwas Neues aufbauen, das war unsere Überlegung.«

»Deshalb haben wir auch etwas Tolles gemacht«, übernimmt wieder Eline. »Wir sind kreuz und quer durch die USA gefahren und haben uns überlegt, wo wir uns niederlassen sollen. Wir beide

waren zusammen, und machten uns auf den Weg in ein neues Leben.«

»Ja, ich hatte dafür auch gekündigt. Ich konnte ja ordentlich etwas auf die hohe Kante legen, also hatten wir Mittel, mit denen wir loszogen. Ich war bereit, das für eine gute Sache, für ein Leben mit Eline, an einem Ort, der uns gefällt, springen zu lassen.«

»Wir fuhren also mit dem Wagen nach Westen. So wie ihr mit dem Zug gekommen seid, hat uns erst Denver richtig fasziniert. Wir sind bis in die Rockies gekommen und haben in Aspen angehalten. Da sind wir dann einfach geblieben. Weil Drake eine »Business opportunity« entdeckt hatte.«

Erik lauscht gebannt, wie die beiden erzählen, dass sie in Aspen ein leer stehendes Café gemietet haben und es betrieben. Das Lokal stand im Winter für Skifahrer offen und im Sommer für Wanderer. »Die ersten Jahre waren nicht leicht, bis wir bekannt waren und wirklich etwas verdient haben. Der entscheidende Unterschied ist: Wenn man es für sich selbst tut, dann leistet man viel mehr, als wenn es für jemand anderen ist.«

»Es war vor allem für uns beide«, sagt Eline. »Denn wir haben in Aspen dann auch geheiratet. So richtig romantisch, mit einem Fest, mit Blumen, Musik und einigen Freunden, die wir extra eingeflogen haben. Die kamen zusätzlich aus New York, aber auch zwei Freundinnen von mir aus den Niederlanden haben es dorthin geschafft.«

»Denn wir sind in Aspen geblieben, und das ist ja ziemlich weit von allen anderen, die wir kannten.«

»Und ihr könnt davon leben?«, erkundigt sich Frank.

Eline und Drake schauen sich grinsend an. »Ja, wir können relativ gut davon leben, es lief besser, als wir gedacht haben. Den Kaffeeverbrauch in den Rocky Mountains haben wir jedenfalls gut angekurbelt.«

Die beiden laden Erik und Frank auch ein, nach Aspen zu

kommen und sie dort in ihrem Café zu besuchen. Das machen US-Amerikaner gern, wenn sie jemanden treffen, den sie sympathisch finden, denkt Erik. Aber ob es wirklich eine ernst gemeinte Einladung war? Warum nicht? Nur, dass Aspen leider gar nicht auf ihrer Route liegt. Doch der Kontakt sollte nicht abreißen.

»Diese beiden Menschen«, sagt er später zu Frank, »die haben ihr Glück gefunden.«

»Ja, und sie haben es geschafft, zusammen etwas aufzubauen, von dem sie leben können.«

»Damit zeigen sie uns: Nur die Liebe zählt!«

Was die beiden nicht erzählt haben, konnte er später im Netz nachlesen, nach einer simplen Suche nach »Eline« und »Drake«: Sie haben nicht ein Café in Aspen, das Skifahrern und Wanderern offen steht. Sie haben eine ganze Kette von Cafés aufgebaut, die es heute in vielen Orten und Städten von Colorado und den angrenzenden Bundesstaaten gibt. Offenkundig konnte Drake nicht vom »Business« lassen und Eline hatte ihr Händchen für die Unternehmensführung einer Kaffeehauskette entdeckt. Die beiden Besitzer von »Black Bear Coffee« scheinen ein Vermögen mit ihren Filialen gemacht zu haben. Sie blieben Eigentümer. Sie hatten die richtige Idee, kurz bevor »Starbucks« begann, die hintersten Winkel der Vereinigten Staaten mit Kaffeehäusern zu überziehen. Eline und Drake haben es geschafft, sich mit ihren Erlösen auch für die Gesellschaft zu engagieren, wie Erik bei seiner Recherche im Netz feststellte.

Mit ihrer alternativen Kleidung wirkten sie wie ein Liebespaar aus den Bergen, vielleicht ein Alt-Hippie-Paar, das auf »schmalem Fuß« lebt und in einem Hostel dicht an der Larimer Street in Denver absteigt.

Erik kann nicht umhin, dass er etwas eifersüchtig wird. Da hatte sich Drake als Geschäftsmann an der Wall Street eingerichtet, dann trifft er die Liebe seines Lebens, zieht mit ihr in die Berge. Er

lässt alles hinter sich, um sich ein neues Leben aufzubauen, was ihm gelingt. Wie gern würde er auch einen solchen Weg gehen. Dabei sind beide auch noch sympathische Menschen geblieben, denkt Erik, ihnen hat man nun wirklich nicht ansehen können, wer sie sind.

Über den Autor

Nils Eriksen hat dieses Buch nach seinen Reisen durch den Nordwesten der USA und Kanadas geschrieben. Der Autor ist mit den Zügen gefahren und hat die Städte, die in dem Roman vorkommen, besucht. Besonders hat es ihm die Geschichte der »Milwaukee Road« angetan. Der Deutsch-Amerikaner kennt somit die Schauplätze von Edmonton über San Francisco bis Chicago gut und hat für die Handlung detailliert recherchiert. Er wollte einen Reiseroman schreiben, der gleichzeitig eine Liebesgeschichte ist. Es ist der erste Roman des Autors, der als Journalist bereits für zahlreiche Magazine geschrieben hat. Eriksen lebt in Norddeutschland – und reist gern durch Skandinavien, Großbritannien und Nordamerika mit dem Zug.



Wenn Ihnen das Buch gefallen hat, würden wir uns über eine Bewertung freuen. Ansonsten schreiben Sie uns gern Ihre Anregungen und Vorschläge an: info@nils-eriksen.de.



[facebook.com/nils.eriksen.autor](https://www.facebook.com/nils.eriksen.autor)



[instagram.com/nils.eriksen.autor](https://www.instagram.com/nils.eriksen.autor)